

# Duchamp schweigt auf Kuba

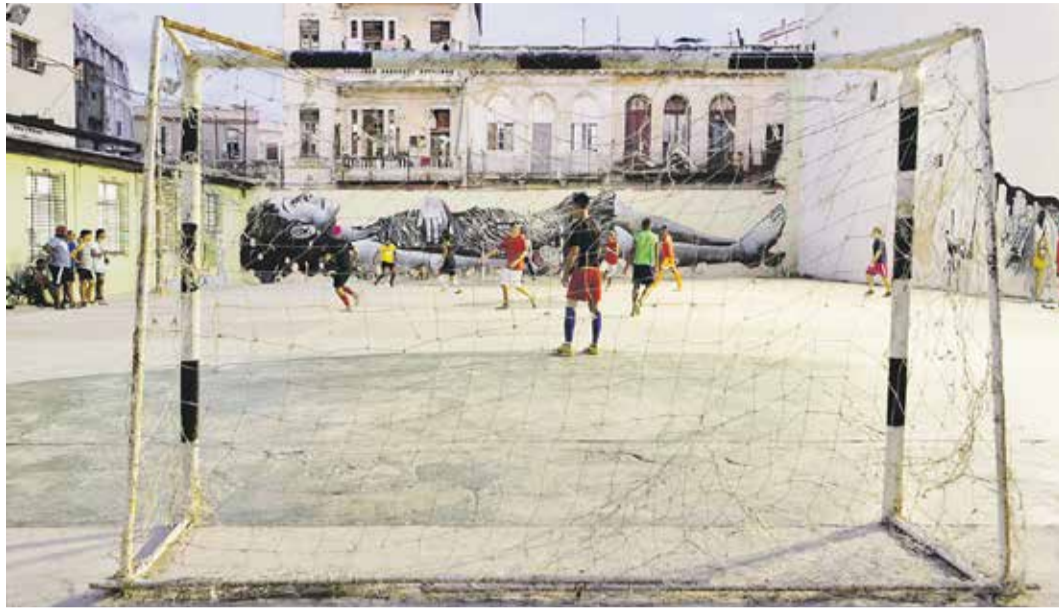
**KONGRESS** Bei der Tagung des internationalen Kunstkritikerverbands AICA im kubanischen Havanna diskutierte man Perspektiven für die Szene des Landes – zudem spiegelte sich der aktuelle Diskurs der gesamten Kunstwelt wider

VON UTA M. REINDL

„Esto no es un café“ heißt das kleine Speiselokal in Alt-Havanna, eingerichtet à la Magritte und mit Gerichten im Angebot, die von moderner Kunst inspiriert sind – so „Klein Blau“ (Lamm mit Schimmelkäse) oder „Duchamps Fountain“ (Schweinefilet an Gemüse, in einer Miniversion jenes Urinals serviert). Mayrelis Peraza, Ex-Kuratorin des Centro de Arte Contemporáneo Wilfredo Lam in Havanna, eröffnete vor zwei Jahren das Restaurant, das den überbordenden Ideenreichtum der Kubaner geradezu versinnbildlicht – auch deren mitunter waghalsige Erfindungen angesichts der chronischen Mangelwirtschaft im Umbruch ihres Inselstaates.

„Neue Utopien: Kunst, Erinnerung und Kontext“ betitelt sich die Jahreshauptversammlung des internationalen Kritikerverbandes Association Internationale de Critiques d'Art (AICA) in Havanna – geradezu passend für Ort und Zeitpunkt. Frei nach dem Motto „Utopia liegt im Horizont“ eröffnete denn auch Marek Bartelik, der Präsident des 1951 gegründeten Weltverbandes der Kunstkritiker, den 49. AICA-Kongress mitten in Kubas Hauptsaison.

Während der fünf Kongress-tage, als allenthalben zwischen den Orten größter Armut die einst prachtvollen, nun maroden Kolonial- und Art-déco-Häuser eifrig restauriert wurden, gedachten die AICA-Versammlungen samt Referenten und Zuhörern aus 25 Nationen der zahlreichen Baustellen in der internationalen Kunstwelt. So plädierten die brasiliani-



Ins Netz gegangen: Street-Art in Havanna Foto: P. Escudero/laif

sche Kunsthistorikerin Cristina Freire und ihr britischer Kollege Michael Ashbury für den deutlicheren Einbezug von ethnischen Artefakten in die ansonsten der westlichen Kunst vorbehaltenen Museen. Kubas AICA-Präsident David Mateo sprach sich energisch für eine Öffnung Kubas aus, die mit einer Öffnung der Welt für Kuba einhergehen möge.

## Mehr Beschreibung, mehr Realismus

Eine Tour d'horizont durch die feministische Kunst und über die in der globalen Museenlandschaft unterrepräsentierten Frauen bot die britische Kunsttheoretikerin Hilary Robinson. Der US-Kritiker Robert Storr sprach dezidiert über den Kritikerdiskurs, forderte hier mehr Beschreibung, mehr Realismus, vor allem eine klarere Ausrichtung auch auf den kunsthistorisch weniger gebildeten, aber nicht minder interessierten Leser. „Kritiklos für eine kritische Analyse“ empfand Marie Luise Syring, die Präsidentin der deutschen AICA-Sektion, viele der Ausführungen zu jenem Utopia.

Vor allem die prekäre Situation der Kunstkritikerinnen und Kunstkritiker, die wachsende wirtschaftliche und politische Zensur in der globalen Kunstkritik kam zu kurz – Letzteres mit einer knappen Solidaritätsadresse an die türkischen Journalistenkollegen. Auf den international spektakulärsten Fall von Kunstzensur in Kuba bezogen sich einige Referenten nur vage: auf die in New York lebenden kubanischen Performerin und Installationskünstlerin Tania

Bruguera, die sich 2014 in Havanna mit einem Ausstellungsverbot sowie einem Passentzug konfrontiert sah.

Ein solches Verbot würde das Künstlerkollektiv Los Carpinteros wohl kaum treffen, da das von der Schweizer Galerie Kilchmann vertretene Künstlerduo schon längst international etabliert und sozusagen auf der sicheren Seite ist. Dies erschloss sich bei den von der AICA-Sektion Kubas arrangierten, sehr aufschlussreichen Rundgängen durch Havannas Kunstszene nach den Sitzungen. Die

## Die mit Ausstellungsverbot belegte Installationskünstlerin Tania Bruguera ist nur am Rande Thema

Kunst der in Kuba und Madrid lebenden Los Carpinteros gab es gleich auf mehreren Etagen eines Mehrfamilienhauses zu sehen, ähnlich wie bei dem nicht minder prominenten wie weltläufigen Kubaner Carlos Garaicoa, der ebenfalls zwischen den Kapitalen Kubas und Spaniens pendelt.

Für die junge Kunst gibt es durchaus etliche öffentliche Räume in der Stadt, so etwa die staatlich finanzierten Galerien, vor allem – wie ein Abstecher im Kongress-Beiprogramm erwies – die Factoria Habana in der Altstadt. Dort bot das für seine hochkarätigen Ausstellungen bekannte Haus auf drei Etagen die Themenschau „El silencio de Duchamp“ (Das Schweigen

Duchamps) mit kubanischen Künstlern. Fünf der sechs Kunst- und Kulturstiftungen Kubas sind staatliche Einrichtungen, eine weitere wird von der Ludwig-Stiftung mit Sitz in Aachen finanziert. In den oberen Etagen eines Hochhauses in El Vedado offeriert die 1994 noch von Peter Ludwig persönlich gegründete Stiftung jungen Kubanern kurzfristige Ausstellungsmöglichkeiten, vermittelt Artist-in-Residence-Programme, interdisziplinäre Workshops mit Studierenden aus den USA sowie auch eine lokale Internetbörse für junge Leute aus Havanna.

## Con internet yo puedo

Denn ein stabiler Internetzugang ist die große Utopie in Kuba, weshalb sich die Kubaner an Hotspots der großen Hotels tummeln, um dort oft stundenlang ihre Korrespondenz zu erledigen. So auch im Innenhof des staatlichen Museo Orgánico Romerillo, wo an der Wand neben dem Atelier des kubanischen Künstlers Kcho die Abwandlung des Obama-Ausdrucks geschrieben stand: „Con internet yo puedo“ („Mit Internet kann ich“).

Der AICA-Kongress in der Metropole Kubas mündete in einer ausführlichen Präsentation der 1984 gestarteten Havanna-Biennale, die für die internationale Vernetzung der dortigen Kunstszene immer bedeutender wird. Doch sehr beeindruckten am Ende sodann die zahlreichen Würdigungen von Nachwuchskritikern und -kuratoren, wie sie in anderen AICA-Sektionen nicht so herzlich ausfallen dürften.

# Konsens ist ungut und unproduktiv

**ESSAY** Jan Küvelers Buch „Theater hassen“ hat einen heimlichen Helden. Er heißt Frank Castorf

Da schämt sich einer für das Bürgerliche seines Berufs. Denn der Theaterkritiker gilt nicht als einer von den coolen Jungs. Und so zieht er die Gefühlswelten des Fußballs, aus dem Kino und von Netflix-Serien heran, etwa um den Begriff Katharsis zu umschreiben und dabei doch noch seine popkulturelle Zugehörigkeit unter Beweis zu stellen. Das zumindest ist der Eindruck, den Jan Küveler auf den ersten vierzig Seiten seines Buchs „Theater hassen“ erweckt: Hochkultur machen, aber es nicht so aussehen lassen.

Nun ist Jan Küveler nicht nur Theaterkritiker, sondern „Creative Director“ der *Welt am Sonntag* und schreibt dort auch über Film, Literatur, Politik. Dass sein Buch „Theater hassen“ heißt, ist auch eine Strategie des Tropen Verlags, der zuvor schon einen Band mit dem Titel „Kunst hassen“ herausbrachte. Konsens ist ungut, langweilig und unproduktiv. Diese These scheint sich nicht nur der Verlag zu eigen zu machen, sie gehört auch zu dem in Text oft wiederholten Argumenten von Jan Küveler, der damit etwa seine Abneigung gegen Elfriede Jelinek und Falk Richter am Werk. Und findet in seinem Buch somit wiederholt Gründe, das Theater zu hassen.

Aber selbst in Küvelers persönlichen Statistik sind von zehn angeschauten Inszenierungen zwei oder drei doch nicht ganz schlecht und eine ist sogar richtig gut. Zehn Inszenierungen, das erinnert nicht zufällig an das Theatertreffen, denn tatsächlich gehen einige der Kapitel in dem 160-Seiten-Band auf Texte zu den Theatertreffen von 2015 und 2016 zurück, die Küveler für die *Welt* schrieb. Dass er dieser Institution vorwirft, zu oft auf die gleichen Namen und Schauspielhäuser zurückzukommen, ist berechtigt, lässt sich seinem Buch allerdings ebenso vorwerfen.

Zwischen Burgtheater und Volksbühne beschäftigt er sich nur mit prominenten Namen: Andrea Breth, Michael Thalheimer, Milo Rau, Frank Castorf, René Pollesch, Vegard Vinge und Ida Müller, Herbert Fritsch. Ja, wem das jetzt nach besonders viel Berliner Volksbühne klingt, der liegt richtig. Denn auf dieses Theater kommt Jan Küveler immer wieder zurück, wenn er nach positiven Beispielen sucht, nach Öffnung des Feldes, nach dem Unberechenbaren, nach dem Risiko.

Viele Seiten seines Buchs lesen sich unterhaltsam, und dort, wo Küveler kurze Abstecher in die Theatergeschichte unternimmt, entstehen auch erhellende Perspektiven auf die Geschichte. Wenn er detailreich und mit dem Besteck des Kritikers an eine Inszenierung herangeht, wie beim Verriß einer „Antigone“ am Burgtheater oder beim Lob der anregenden Wirkung von René Polleschs „Kill your darlings“, liest sich das wie schönstes Feuilleton.

Viele Seiten seines Buchs lesen sich unterhaltsam, und dort, wo Küveler kurze Abstecher in die Theatergeschichte unternimmt, entstehen auch erhellende Perspektiven auf die Geschichte. Wenn er detailreich und mit dem Besteck des Kritikers an eine Inszenierung herangeht, wie beim Verriß einer „Antigone“ am Burgtheater oder beim Lob der anregenden Wirkung von René Polleschs „Kill your darlings“, liest sich das wie schönstes Feuilleton.

**Motiviert nur Masochisten**  
Bei Frank Castorf dagegen, den Küveler sehr verehrt, gehen ihm oft die eigenen Worte aus, und es kommt zu Sätzen, die dem Dramaturgen-Wortgeklänge, das er geißelt, nicht sehr fern sind: „Er arbeitet stattdessen als Theatermacher an einer Revolution des Denkens und Fühlens. Die Provokation, die seine Inszenierungen in jeder Hinsicht auszeichnet, auch und gerade in der unerträglichen Langeweile, die sie über Stunden erzeugen, ist Selbstzweck. Das schlimmste wäre, in Wohlgefälligkeit zu erstarren, ganz unabhängig von der absoluten Lage.“ Das motiviert doch wohl nur Masochisten.

Man kann das Buch so auch lesen als eine innere Aufrüstung des Kritikers gegen die Langeweile. Der Untertitel von „Theater hassen“ spricht von einer „dramatischen Beziehung“: Es geht um die Suche nach großen Affekten im Bezug zum Arbeitsgegenstand Theater. Dabei lässt Küveler oft genug durchblicken, dass er weiß, dass auch dies eine Konstruktion ist, ein Rahmen, den der Kritiker sich setzt, um den eigenen Text zu schaffen.

**KATRIN BETTINA MÜLLER**

■ Jan Küveler: „Theater hassen“. Klett Cotta/Tropen, Stuttgart 2016, 160 Seiten, 12 Euro

Aboprämie



taz-Rucksack, in Rot oder Schwarz, 25 Liter

## taz abonnieren

Die taz ist einzigartig in der deutschen Presselandschaft, konzernunabhängig und getragen von der taz Genossenschaft. Der taz Solidaripakt ermöglicht es vielen, die taz zu abonnieren.

Wer wenig hat, zahlt unseren ermäßigten Preis von 27,90 €/Monat, wer es sich leisten kann, zahlt mehr und bekommt eine Prämie: Standardpreis 45,90 €/Monat oder Politischer Preis 56,90 €/Monat.

T (030) 25 90 25 90 | abomail@taz.de  
Weitere Prämien auf [www.taz.de/abo](http://www.taz.de/abo)

Eine Prämie erhalten Sie bei Bestellung eines unbefristeten Abos zum Standard- oder Politischen Preis mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr., zzgl. Porto bei Versand ins Ausland.

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Rudi-Dutschke-Str. 23, 10969 Berlin

